



Abend =

Zeitung.

96.

Mittwoch, am 22. April 1835.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur. C. G. Th. Winkler (Th. Heu.)

Das Fräulein.

(Fortsetzung.)

8.

Es war Alles zur Abreise bereit. Der Morgen zögerte zwar noch, aber Frau von Seefeld konnte in ihrer Hastlosigkeit nicht früh genug aufbrechen; sie nahm einen hastigen, herzlosen Abschied von ihren Verwandten und mußte nochmal versprechen, Ida in vierzehn Tagen, wo ihr der alte Hohenau einen Wagen senden wollte, wieder von sich zu lassen. Ida wurde die Trennung sehr schwer, die Mutter flüsterte ihr viel herzliche Worte zu und rieth ihr, in allen Verhältnissen sich selbst treu zu bleiben. Eben machte die Tante dem Kandidaten eine steife Verbeugung und wollte das Zimmer verlassen, da trat der Verwalter, wie gewöhnlich, zum Frühstück ein.

Nettchen, das ist noch ein alter Bekannter! sagte Hohenau.

Der Verwalter bückte sich lächelnd und linkisch, sah aber die Dame dreist an und reichte ihr gar seine harte, große Hand. Sie beachtete ihn nicht, sondern wandte sich stolz ab und rauschte hinaus, von Ida und dem Ehepaare begleitet. Der Verwalter hielt sich den dicken Bauch und lachte so, daß ihn der Kandidat ganz erstaunt nach der Ursache fragte.

Ist die alt geworden! — rief der Verwalter, noch immer lachend — Wenn ich an sonst denke, sie war recht hübsch, und ich war in meiner Jugend auch ein

schmucker Kerl, und teuflermäßig verliebt waren wir Beide —

Die rückkehrende Herrschaft unterbrach seine Gesandnisse.

Ida hat ein Tuch vergessen, dort liegt es! sagte die Mutter bedauernd.

Ich bringe es dem gnädigen Fräulein nach! rief Frost, bemächtigte sich des Tuches und stürzte hinaus. Der Morgen dämmerte, ein graues Licht hob die scharfen Umrisse der Gebäude hervor, in der Allee hörte er noch das Rollen des Reisewagens. Er rannte nach und schrie; hatte er ja doch Hoffnung, das Gesicht, das ihn lange nicht freundlich angeblickt, einmal dankbar zu sehen! Er schrie wiederholt, aber man hörte ihn nicht, immer größer wurde der Zwischenraum, der ihn von der Geliebten trennte und endlich mußte er athemlos, von furchtbaren Seitenstichen gequält, sein Vorhaben aufgeben. Lange stand er noch in gekrümmter Stellung, die Hand auf die Stirn gepreßt, und horchte auf das Rasseln der Räder, das endlich in der Ferne verhallte.

Dann raffte er sich auf und schlich langsam nach dem Schlosse zurück, das Tuch aber schwang er ein paar Mal durch die Luft und verbarg es in seinem Busen. Der fragenden Mutter sagte er, es sey ihm unmöglich gewesen, den Wagen einzuholen, aber ein Reisender von anständigem Aussehen, der ihm begegnet und nach derselben Richtung geritten sey, habe es übernommen, das Tuch abzugeben, und sofort sein

Pferd in Galopp gesetzt, um die Damen zu erreichen.

Frau von Hohenau hegte noch einige Besorgniß über des Fremden Ehrlichkeit, dabei blieb es dann. Nachmittags kam Frau von Sorrn und erstaunte nicht wenig, als sie von dem eilfertigen Besuche der Schwägerin und Ida's Entführung hörte. — Sie hat uns ganz verblüfft, — sagte der alte Hohenau — wir hätten ihr eigentlich das Mädchen gar nicht mitgeben sollen.

Ich glaube auch, daß Ida in aller Hinsicht lieber hier geblieben wäre, — äußerte Frau von Sorrn. — Die Seefeld hat Absichten mit ihr, das beunruhigt mich.

Während sich die Schwestern ihre Vermuthungen mittheilten, streifte Gideon weit über die Grenzen des Parks hinaus in den Wald, wo die Birken ihre blätterlosen Ruthenzweige traurig hängen ließen, wo das fahle Grün der Kiefernadeln wie zum Hohne zwischen dem verdorrten Laube der Steineichen durchblickte. Hier war eine Stelle, die er oft besuchte, wenn auch die Landstraße in der Entfernung von wenigen Schritten vorüberlief. Eine hohe, glatte Birke ohne Nebenäste ragte mit einer schönen, lustigen Krone in den Abendhimmel hinauf und rings umher war lauter junges Baum- und Pflanzengestrippe, nirgend ein alter Stamm oder eine starke Wurzel als Zeugen früherer Vegetation. — Frost suchte auch heut' seine Stelle auf, warf sich in das Moos unter die Birke und sah zu der entblätterten Krone empor, deren zarte Zweige im rothen Lichte schimmerten. Dann senkte er seine Blicke und zog aus dem Busen seinen Raub, Ida's Tuch. Es war ein feines, festes Tuch von rosenfarbener Seide. Er sah es mit heißem Verlangen an, er drückte glühende Küsse darauf, die wilde Leidenschaft, die er immer so streng verschließen mußte, brach einmal los, wie ein Wahnsinniger von der Kette, und trieb ihn zu tollem, krampfhaft aufgeregten Thun. Wie aus weiter Ferne klang es in den Sturm, der gleich Katarakten sein Haupt durchbrauste, als ob ihn Jemand bei Namen rief; er begriff den Namen nicht, ihm war es wie jeder andere Laut des Waldes, wie das Knarren der Kiefern drüben oder die Lockung des Wildes, auch regte sich eine Art unbewußten Trostes in ihm: Das ist ja mein Freiheitbaum! Mein gekanntes Rund, auf dem ich liege! Mag kommen, was will!

Aber ein schräger Strahl der untergehenden Sonne, der durch die Büsche schmerzhaft sein starr offenes Auge

traf, weckte ihm die Schkraft wieder, und er sah, daß ein Mann im Mantel zu ihm herkam. Rasch sprang er auf, denn er kannte den Nahenden, es war ja sein Bruder Johannes. Auf der Landstraße hielt sein Wagen.

Gideon, mein Bruder! rief Johannes mit ausbreiteten Armen.

Ja, Du bist es! — schrie Gideon und stürzte an seine Brust — Du, der Einzige, der es gut mit mir meint, bei dem ich ein Herz finde!

Noch immer der Leidenschaftliche in Uebertreibungen? — fragte Johannes sanft — Hast Du den Vater vergessen und so manchen Freund, der sich Dir verbunden hat?

Verbunden? Viele! — sprach Gideon — Mehr, als Du glaubst, und unsern Bund trennt nur der Tod. Was helfen mir aber solche? Laß gut seyn, ich verlange Niemand, da ich doch, was ich begehre — Er erblickte das Tuch, welches er noch in seiner Hand hielt, und verbarg es eilig. Ein verwunderter Blick seines Bruders streifte darüber hin.

Setz Dich zu mir in meinen Wagen, — bat Johannes. — Wir sprechen uns unter Weges noch aus. Ist Westendorf weit von hier?

Gideon gab ihm Bescheid und setzte sich zu ihm, seine Aufwallung war vorüber, kalt vernahm er des Bruders herzliche Reden, und als dieser äußerte, wie sie sich schon verständigen würden, um ein gemeinsames segensreiches Wirken zu beginnen, da unterbrach er ihn: Das ist unmöglich, Johannes, rein unmöglich! Wir können uns nie zu gemeinsamen Wirken vereinigen, denn wir werden immerdar von verschiedenen Grundsätzen ausgehen und das Heil Jeder auf anderm Wege suchen.

Es gibt nur ein Heil, — sagte Johannes — und wenn wir darin übereinstimmen, so ist es gleichgiltig, welchen Weg wir einschlagen, um es zu erreichen.

Es gibt ein mehrfaches Heil, — erwiederte Gideon — das ewige Heil, das wir in der Religion finden, und das irdische alleinige Heil, die Freiheit!

O du erhabenes, gemißbrauchtes Wort: Freiheit! — rief Johannes — Wie wirst du in neuerer Zeit verkannt und verdreht, zum Feldgeschrei der heterogensten Parteien gebraucht, daß man zuletzt gar nicht mehr weiß, auf welcher Seite der Begriff unverfälscht geblieben ist, meist auf gar keiner! Wenn Du übrigens die Freiheit ein irdisches Heil nennst, was ich be-

streiten muß, so ist ja Deine Berufspflicht einzig auf Beförderung des Seelenheils gerichtet.

Bist ich nicht vor Allem ein Mensch? — versetzte Gideon heftig — Und soll ich die Kraft, welche ich in mir fühle, der Menschheit zu dienen, soll ich den Drang, die glühende Begeisterung unterdrücken, welche mich treibt, das große Werk der jungen Zeit fördern zu helfen?

Sprich leiser, Gideon! — bat Johannes, indem er ihm die Hand auf den Arm legte — Was ich höre, bekümmert mich tief. Du hast Dich also doch hinreißen lassen in den Strudel der Verblendung, welche wie eine furchtbare Krankheit mehr und mehr um sich greift! O, möchte mir Gott in diesem Momente des Alleinschyns mit Dir rechte Kraft verleihen, daß es mir gelänge, Dir die Augen zu öffnen. Wonach, ich bitte Dich, wonach ringen die Unseligen, denen Du Dich verbunden hast? Die Meisten nach Anarchie, nach Raub und Blut, sie wollen an den bevorrechteten Ständen ihr Müthchen fühlen, eine allgemeine Gleichheit — die größte Chimäre — einführen und nach Willkür Gesetze geben, da sie bisher nur gehorchen mußten. Wenige — und Du magst zu ihnen gehören! — träumen dabei das Ideal eines rechtlich begründeten geselligen Zustandes, aber hätten sie die Kraft, die Bewegung zu leiten, was würde das Ende seyn, wenn es ihnen gelänge, die Welt in Brand zu setzen? Das haben sie wohl nicht einmal bedacht? Und die großen Lehren, welche uns Cromwell, Napoleon, die Riesensöhne ähnlicher Zustände, gegeben haben, liegen doch so klar vor Augen.

Du sprichst sehr gut, Johannes, — entgegnete Gideon kalt — aber laß ab von mir. Du bist einer von den Geduldigen, von den Optimisten, und wirst bald einen Orden kriegen. Den beneide ich Dir nicht. Und somit leb' wohl! Dort hinunter geht es in's Dorf.

Gideon, Du bleibst heut' bei mir! — bat Johannes — Wir müssen das Gespräch fortsetzen. Widerlege mich durch Gründe, suche mich für Deine Partei zu gewinnen. Ich will ganz ruhig anhören, was Du mir zu sagen hast.

Gideon ließ sich, obschon widerstrebend, bewegen, seinen Bruder nach dem Pfarrhause zu begleiten, wo er bereits einige Anstalten zu seinem Empfang getroffen hatte. Bald war ein Zimmer gewärmt und die beiden Brüder knüpften das unterbrochene Gespräch wieder an, Jeder den Andern mit Gründen bekämpfend,

ohne ihn doch im Geringsten zu überzeugen. Endlich erinnerte Johannes an die Strafbarkeit vor dem Gesetz.

Du wirst mich doch nicht verrathen? — rief Gideon mit funkelnden Augen — Außer Dir fürchte ich Niemand in meinem Wirken.

Du wirkst? — fragte Johannes erschrocken — Kein Wort mehr, Unglücklicher! ich dürfte ja nicht schweigen! O Gideon, wenn es noch möglich ist, kehre um, bedenke das Silberhaar unsers Vaters, die Thränen der Mutter, die Dich so innig liebt! Willst Du ihr Alter mit Bitterkeit, mit Gram erfüllen?

Wenn ich für eine Sache streite, — versetzte Gideon — welche bald siegreich wie die Sonne durch die Nebel der Vorurtheile brechen wird, so können die Aeltern stolz auf mich seyn. Ich habe ihnen wenig zu danken, ihre Erziehung hätte mich geraden Weges in den alten Irrthümern erstarren lassen, wenn ich mich nicht selbst empor gearbeitet hätte.

Gideon, freule nicht! rief Johannes aufgeregt.

Schlaf wohl! — versetzte Gideon — Ich werde gehen, wir vereinigen uns doch nimmermehr. Auch überhaupt werde ich Dir weichen; Du bist hier von Amts wegen, aber dem fahrenden Magister ziemt es, nach dem Wanderstabe zu greifen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Krankenbesuch.

Ich komme von dem schönsten Kinde,
Das je mein armes Aug' erblickt;
Den weißen Arm in schwarzer Binde,
So saß sie da; ich stand entzückt.

Wollt' untersuchen ihre Wunde —
(Daß sich Hippokrates erbarm'!) —
Ich sah — zur unglücksel'gen Stunde —
Die Wunde nicht, sah nur den Arm! —

Ich sprach wohl mit der holden Kranken,
Doch sicher ohn' Zusammenhang,
Denn mir vergingen die Gedanken,
Das Herz war mir so voll, so bang.

Was möcht' ein zweiter Gang heut' taugen? —
Will lieber morgen zu ihr geh'n;
Ich glaube, mit verbundenen Augen
Würd' ich die Wunde besser sehn! —

Julian.

Friedrich der Große über seine Zeit.

„Ekel vor den schönen Wissenschaften, Sättigung an den Meisterstücken, die der menschliche Verstand hervorgebracht hat, und Rechnungsgeist — darin be-

steht der Geschmack der gegenwärtigen Zeit.“ — Die Worte schrieb Friedrich der Große einige Jahre nach dem siebenjährigen Kriege an Voltaire. Sie klingen ganz wie eine Prophezeiung des jetzigen Jahrhunderts.
Karl Müchler.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Rhapsodische Mittheilung über die Dresdener Hofbühne.

Von Winter.

Karoline Bauer und ihre Gastdarstellungen im Frühjahr 1835.

[Fortsetzung.]

Unser Gast weiß durch Worte nicht allein, sondern gleich durch Geberden eine deutliche, verständliche und schöne Sprache zu reden und durch den stummen Ausdruck seine Schöpfung fest zusammenzuhalten und zu einem herrlichen Ganzen zu verbinden. Unser mehr angeführter Kritiker hat sehr wahr gesprochen, wenn er ihre Darstellung eine lebenvolle nennt. Ihr Geberdenspiel ist höchst edel und hat im heiteren Spiel eine überaus angenehme Vornehmheit, die sich durch das Vermeiden aller unnöthigen und zu lebhaften Bewegungen kund gibt, die in den Zirkeln der großen Welt wirklich vermieden zu werden pflegen. Hestigkeit der Bewegung und Geberde bezeichnet stets das Unbekanntseyn mit den Sitten der feinen Welt, und nur wer nicht gelernt hat, im steten Umgange mit feinen Gebildeten seine Affekten zu züeln, beweet und geberdet sich heftig im geselligen Zirkel. Höchst fein consolidirt sie durch Mienen und Geberden ihre Darstellung und baut eine reizende Verbindungbrücke zwischen Wort und Geberde. Im Dialog begleiten Mienen und Geberden ununterbrochen die Rede des andern Sprechers, und ist der Dichter etwa im Dialog etwas schleppend geworden, fühlen wir an gewissen Stellen lebhaft, daß, um eine größere Lebhaftigkeit hineinzubringen, die sprechende Person von der andern nothwendig wenigstens durch ein Wort unterbrochen werden müßte, so lesen wir sicher das Wort, durch welches von dem Dichter die Unterbrechung hätte geschehen sollen, in ihrem Gesicht, und wir nehmen das Wort, welches sie, ohne es förmlich auszusprechen und in die Worte des Dichters einzuschalten, doch klar und deutlich über die Lippen gehen läßt, ihr, um uns eines sehr bezeichnenden Volksausdruckes zu bedienen, gleichsam vom Munde weg. Auch im Trauerspiel ist ihr Ausdruck des Schmerzes und der Ausdruck durch Geberden und Mienen überhaupt rein, deutlich, verständlich und höchst edel. Wir können in diesem Punkte mit dem Kritiker im Damen-Conversations-Lexikon nicht entfernt einverstanden seyn, der an unserer Künstlerin den Ausdruck des Schmerzes in den Mienen vermissen will. Wir glauben wieder auf die Darstellung der Parkscene in Maria Stuart aufmerksam machen zu dürfen. Eine Künstlerin, die, während sie zu ihrer fürstlichen Feindin die Worte: „denn

ich bin Euer König“, spricht, den ganzen königlichen Adel ihrer Seele durch Geberden und Mienen zu entfalten im Stande ist, kann der Mangel des Ausdruckes in irgend einem Bezuge doch unmöglich zum Vorwurfe gemacht werden. Wir wollen zugeben, daß der Ausdruck des Schmerzes auf ihrem Gesichte nicht die tiefe, gräßlich erschütternde Wahrheit haben mag, die wir z. B. an unserer Kettich zu bemerken gewohnt gewesen sind. Dadurch verlieren wir aber nichts; wir gewinnen mehr, denn eine Milderung des Ausdruckes des Schmerzes spricht mehr an als das Hervorwenden der tiefsten Seite desselben, der dann zu leicht zu schneidend wird, als daß das mitfühlende Herz des Zuschauers wohlthätig angesprochen und mehr als gräßlich erschüttert werden kann. Unsere lieben Leser mögen die Begründung unserer Ansicht in Engel's Mikrokosmos im siebenten Briefe finden.

Endlich steht der Ausdruck der Mienen und Geberden unseres Gastes stets im vollkommensten Einklange mit den Worten und er ist ein rein reflektirender Spiegel der Empfindungen. Sie thut nie zu wenig, nie zu viel. Ihre Geberde ist das reine Mittel zur Bezeichnung der inneren Operation der Seele, die sich in demselben Augenblicke durch das ausgesprochene Wort kund gibt. Dies gilt ohne Ausnahme von allen Darstellungen, die wir von ihr sahen, und bewährt sich im Trauer-, Schau- und Lustspiele gleich. Im Trauerspiel gab die Abschieds-Scene in Maria Stuart den deutlichsten Beweis. Abwechselnd spielten sich hier die verschiedenen wehmüthigen und traurigen Empfindungen und Erinnerungen in ihrer Geberde mit Wahrheit und Leichtigkeit. Leichtigkeit des Spieles scheint, in so weit wir aus einer einzigen Darstellung in der Tragödie es abnehmen können, überhaupt ihre tragischen Vorstellungen auszuzeichnen, jene Leichtigkeit, die man am großen Eckhof so sehr rühmt, der unter Andern, wie uns berichtet wird, nichts von feierlich abgemessenen Schritten, vom Traagen des Körpers nach Tanzmeistermanier, vom kunstmäßigen Erheben und Sinkenlassen der Arme wußte, sondern nur zwei Gesetze kannte, das erste: Wahrheit, das andere: Schönheit. Aehnlich behandelt unser Gast die Tragödie, und dies ist die einzig richtige Behandlung, die nur das französische Trauerspiel, jenes Stiefkind Melpomenens, eine Zeit lang allgemein aus der Mode bringen konnte, eine Behandlung, an die sich jedoch auch viele neuere Künstler, selbst namhafte, nicht so leicht gewöhnen mögen, weil allerdings jene andere den großen Haufen nicht allein, sondern leider auch den gebildeteren Theil des Publikums mehr blendet und eine größere Wirkung auf die Gesamtheit des Publikums hervorbringt.

(Die Fortsetzung folgt.)